

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 5 (1934)

Artikel: Die Grafen, das Schloss und die Stadt Lenzburg
Autor: Reynold, Gonzague de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917763>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GRAFEN, DAS SCHLOSS UND DIE STADT LENZBURG

Von GONZAGUE DE REYNOLD.

Aus dem Französischen übersetzt von E. SCHLATTER.

Anmerkung der Red. Es ist immer reizvoll, eine uns wohlvertraute Gegend in den Augen des Ortsfremden sich widerspiegeln zu sehen. Was uns alltäglich erscheint und woran wir mit der Gleichgültigkeit des Althergewohnten vorbeisehen, ist auf einmal im Auge des fremden Beschauers bedeutungsvoll und gewichtig: das fremde Auge wird uns zur Lupe und zum Mikroskop eigener Betrachtungsweise. Wir haben darum schon in den Neujahrsblättern von 1932 mit solchen fremdäugigen Schilderungen unserer engern Heimat begonnen (siehe die Erinnerungen von J. H. Rivett-Carnac) und setzen nun diese Aufsatzreihe mit der geistreichen Deutung unserer ältesten Ortsgeschichte durch Prof. *Gonzague de Reynold* fort. Ohne uns irgendwie mit den Ansichten des *Politikers de Reynold* in Übereinstimmung zu wissen, glauben wir doch, die Aufnahme der feinsinnigen Schilderung eines Rundganges durch Stadt und Schloß Lenzburg in Gegenwart und Vergangenheit durch den *Dichter de Reynold* umso eher verantworten zu können, als in dem deutschen Auswahlbande der „Pays et Cités Suisses“ unser Städtchen keine Berücksichtigung gefunden hat. Wir danken hier sowohl dem Verfasser als auch dem Verlage für die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieses Aufsatzes und empfehlen unsern Lesern angelegentlichst die Lektüre von *G. de Reynold*: „Cités et Pays Suisses,“ 3 Series; (Librairie Payot et Cie., Lausanne) und „Schweizerische Städte und Landschaften.“ Auswahl und Übertragung von E. F. Knuchel. Herausgegeben vom Schweiz. Schriftstellerverein. Illustriert (Verlag Rascher & Co. Zürich.)

I

Die Schloßherren waren die Väter des weiten Landes; die Burg ist gleichsam der Stammvater der kleinen Stadt.

Im Goldglanz der Nachmittagssonne ragt sie dort oben auf wuchtigem Molassefelsen, der sich an den langgestreckten Rücken des Goffersberges lehnt. Der Schloßberg trägt die Burg gleich einem stolzen Helmschmuck; das Wäldchen auf dem Goffersberg schmiegt sich diesem an wie eine dunkle Faltenmütze. Beide Hügel tragen an den ausgeweiteten Flanken Mäntel von grünen Weingärten. Aus diesem Felskoloß ist die Burg emporgewachsen. Sie hat sich ausgebreitet wie eine alte Buche, deren Stamm mit jedem Jahrhundert an Umfang gewinnt und die mit ihrem Ästekranz immer kühner in den Raum greift. Man denkt unwillkürlich an eine jener einsamen Königsbuchen, deren Kuppen die Hügelvorsprünge überschatten und die aus der Ferne Nußbäume oder Eichen vortäuschen.

Die Anfänge der Burg liegen weit zurück. Hier war einst ein römischer Wachtposten mit einem Beobachtungsturm, vielleicht sogar

in vorgeschichtlicher Zeit ein Refugium. Ihre Gründer waren die Grafen des Aargaus zur Zeit da deren Amt erblich wurde. Da beginnt nun die Geschichte und das Geschlechtsregister der Burgherren. Um jene Zeit starben die Karolinger aus, das Heilige Römische Reich bildete sich, und das Herzogtum Alemannien lebte wieder auf unter der Oberlehensherrlichkeit der Kaiser.

Der letzte Graf des Aargaus hieß Bero. Dieser gründet auf Luzernergebiet ein adeliges Chorherrenstift, dem er seinen Namen gibt: Beromünster. Im Jahr 933 erscheint er als Graf des Zürichgau; von 941 bis 953 als Graf des Aare- und Thurgaus. Er hinterläßt nur eine Tochter. Diese heiratet in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Arnold, den kaiserlichen Landvogt von Zürich und erblichen Kastvogt von Schänis im Gasterland, der Linthebene an der Strasse von Weesen nach Rapperswil.

Arnold, der eine Äbtissin zur Schwester und den Bischof von Lausanne zum Bruder hatte, stammte durch seine Urgroßmutter Hemma, der letzten ihres Geschlechts, von Hunfried, dem Markgrafen von Churrätien ab. Anno 809 hatte Hunfried zu Schänis ein Augustinerinnenkloster bauen lassen und die Kastvogtei darüber, d. i. das Sachwalteramt und die Schirmvogtei, sich selbst und seinen Nachkommen vorbehalten. Damals regierte Karl der Große noch.

Der Ehe Arnolds, Hundfrieds Nachkommen, mit der Tochter Beros, des letzten Aargauer Grafen, entsproß ein Sohn, Ulrich I., zubenannt der Reiche. Dieser war Graf des Aargaus, Kastvogt von Schänis und Beromünster, kaiserlicher Landvogt von Zürich und — erster Graf von Lenzburg.

Ulrich I., der Reiche, zeugte vier Söhne: Arnold I. war Graf im Aargau, dann im Frickgau, Sachwalter von Beromünster, kaiserlicher Kastvogt der Fraumünsterabtei Zürich und des Klosters Säkingen; Ulrich II. war Graf im Zürichgau; Konrad amtete als Bischof von Genf, der vierte Sohn hieß Heinrich.

Ulrich II., ein Anhänger Heinrichs IV., des Kaisers vor Canossa, hielt in seinem Schlosse ein halbes Jahr lang die päpstlichen Legaten gefangen, die von der Wahl eines Gegenkaisers, Rudolfs von Rheinfelden, des Herzogs von Schwaben, zurückkehrten. Er war vermählt mit Richenza von Habsburg, die ihm drei Söhne gebar: Ulrich III., Graf im Aargau; Rudolf I., Graf im Aargau; Arnold II., Graf im Zürichgau und kaiserlicher Reichsvogt von Zürich. Arnold II. wurde der Stammvater der Grafen von Baden, die schon 1180 ausstarben in der Person Richenzas, der Gattin des Grafen Hartmann III. von Kiburg. Rudolf I. hatte Ulrich IV. zum Sohne. Dieser, der letzte Graf von Lenzburg, starb im Jahre 1173. Sobald Kaiser Friedrich Rotbart den Tod Ulrichs IV. erfahren hatte, begab er sich selber ins

Schloß Lenzburg, um die Teilung der großen verwaisten Güter vorzunehmen. Er gab die eine Hälfte den Habsburgern zu Lehen; die andere Hälfte einschließlich der Burg verlieh er seinem Sohne Otto, dem Pfalzgrafen von Burgund, der von dieser Zeit an auch den Titel eines Grafen von Lenzburg führte. Lenzburg fiel hernach an Beatrix, Ottos einzige Tochter und dann ans Reich. Die Lenzburg ging später an die Kiburger über und wurde schließlich von den Habsburgern erworben. Diese behielten sie bis zur Eroberung des Aargaus durch die Berner im Jahre 1415. Sie bewohnten das Schloß nicht, sondern ließen Burg und Stadt durch Dienstleute regieren, den Hallwil, den Ribi und endlich den Schultheiß von Lenzburg. Letztere, deren Name von ihrem erblichen Amt her stammt, waren zur Zeit der Belagerung der Festung durch die Berner schon längst deren tatsächliche Besitzer. Sie setzten dem Feinde solch hartnäckigen Widerstand entgegen, daß dieser unterhandeln mußte. Nachdem die Berner Herren von Lenzburg geworden waren, setzten sie einen Landvogt auf das Schloß und ließen auf die Außenseite der hohen Mauer ihr rotgelbes Wappen malen: den schwarzen Bären mit der herausgestreckten roten Zunge und den gespreizten Pranken.

Doch will ich weder den bernischen Landvogt, noch den Schultheiß oder den Habsburger aus dem Grabe heraufbeschwören, indem ich längs dem Schloßberg den schattigen Burgweg hinansteige. Mein Besuch gilt vielmehr dem ersten Grafen von Lenzburg aus dem elften Jahrhundert, dem Nachkommen Arnolds, Beros, sowie Hunfrieds, der dem Wesen wie dem Namen nach noch barbarisch war.

Damals gab es weder im transjuranischen Burgund noch in Alemannien kaum einen mächtigeren Dynasten. Seine Allodien erstreckten sich vom Jura zu den Alpen, bis ins Wallis und Livinental, ja vielleicht nach Italien. Dieser Grundbesitz war buntscheckig, zerstückelt, umschlossen von Reichsboden und fast unentwirrbar verstrickt mit dem Grundbesitz der Kirche. Denn damals strebte zwischen Kirche und Reich, zwischen Pabst und Kaiser, lebenskräftig die Feudalgewalt zum Licht empor. Sie glich einer Pflanze, die zwei Steinfliesen unmerklich aber beharrlich lockert und auseinander drängt. Sie ist vorerst noch unselbständig: Der Graf ist immer noch ein hoher kaiserlicher oder königlicher Beamter, aber seine Würde hat sich allmählich in ein erbliches Lehen verwandelt. Der Lenzburger ist gewöhnlich Graf im Aare- oder Zürichgau und kaiserlicher Reichsvogt von Zürich. An Kaisers Statt übt er in diesen Landgrafschaften oder Gauen die hohe Gerichtsbarkeit oder den Blutbann aus; er ist Verwalter und Feldherr. Da die Steuerfreiheit der Kirche seine Macht beschränkt, errichtet er in ihrem Umkreis als Strebepfeiler seine Schirmherrschaft und sein Sachwalteramt. So hat er dem Prior von

Beromünster, der Fürstäbtissin von Zürich und der Äbtissin von Säkingen als Kastvogt den Blutbann vorenthalten. Die Begründung einer wirklichen Hausmacht sollte dem Grafen von Lenzburg indessen nicht gelingen trotz seinem reichen Grundbesitz und seiner hohen Stellung als kaiserlicher Beamter; sein Geschlecht erlosch zu früh; aber er bahnte seinen Nachfolgern den Weg dazu: den Kiburgern, und vor allem den Habsburgern. Hätten die Habsburger nicht unmittelbar oder mittelbar fast sein ganzes Erbe zusammengefasst, wären sie nimmer zwischen Rhein und Alpen das bedrohliche Fürstenhaus geworden, gegen das der niedere Adel, die Städte und das freie Bergvolk der Waldstätte zu verbünden sich anschickten.

In der Tat haben die künftigen Herzoge von Österreich durch die Lenzburger in den Waldstätten Güter und Rechte erworben. Als Grafen des Zürichgau übten die Lenzburger den Blutbann in Schwyz aus. Sie besaßen dort außerdem Ländereien, deren Pächter ihnen Abgaben bezahlten. Sie waren ferner Grundbesitzer sowohl in Unterwalden als auch im Ländchen Uri, wo sie als Amtsleute der Fraumünsterabtei einmal im Jahr unter einer Linde öffentlich zu Gericht saßen.

Aus den Ebenen, wo der Jura in lange Hügelketten ausstrahlt, waren die freien Bauern, das Fundament der karolingischen Reichsordnung, nach und nach verschwunden und zu Untertanen der adeligen Gutsherren geworden. Dagegen hatten sie sich behauptet in den abgeschlossenen Bergtälern der Sarner- und Engelbergeraas, sowie im Muota- und Reußtal. Von hier sollte fünfzig Jahre nach dem Tode des letzten Lenzburgers der Widerstand ausgehen. Ulrichs IV. Tod fällt ins Jahr 1173, der kaiserliche Freibrief der Urner stammt von 1231. Die Städte waren im Begriffe, diesen Widerstand zu verstärken, denn sie bildeten die dritte Macht, die langsam hinter der Feudalgewalt, zwischen Kirche und Kaiser emporwuchs.

Aber wenn im dreizehnten Jahrhundert das Bergvolk der Waldstätte mit dem Kriegspanier in der Faust aufsteht und beim schroffen Übergang von den Genossenschaften zum politischen Leben einen verblüffenden diplomatischen und militärischen Genius offenbart, so verdankt es dies in weitgehendem Maße den Grafen von Lenzburg. Diese waren Zivilisatoren. Im ganzen Gebiet des Aare- und Zürichgau begünstigten sie die Gemeinden, die Städte: aus ihrem Schloß ist eine Stadt hervorgegangen. Während des langwierigen Investiturstreites befolgten die Grafen eine kaiserfreundliche Politik im Gegensatz zu den Habsburgern, den nachmaligen Häuptern der päpstlichen Partei. Die Urschweizer folgten den Traditionen ihrer Sachwalter als ihrer politischen Lehrmeister. Diese waren übrigens nicht nur ihre politischen Lehrer, sondern auch ihre Feldherren.

Wenn der Graf von Lenzburg seinen Heerbann aufbot, um mit seinem Kriegsvolk zu demjenigen seines Oberlehnsherrn in Italien oder Burgund zu stoßen, so bildeten die Männer von Schwyz und Unterwalden seine Kerntuppen. Die unablässige kaiserliche Gunst den freien Männern der drei Länder gegenüber – die Freibriefe der Urner und Schwyzer sind Belege dafür – kam daher, daß die Kaiser diese Männer am Werke sahen unter der Anführung der Grafen. Und die Kaiser liebten die Alpensöhne. Im Streit zwischen Schwyz und dem Kloster Einsiedeln nahmen sie Partei für die Schwyzer mit einem Eifer, der sich durch keinen Mißerfolg entmutigen ließ. Endlich, und das ist wesentlich, hatten es die Waldstätte den Lenzburgern zu danken, daß sie reichsfrei bleiben konnten, statt gleich den Nachbarländern unter verschiedene Herren zerstückelt zu werden. Und zwar weil sie unter der Gerichtsbarkeit der Grafen standen, die nie darauf ausgingen ihre Rechte zu mißbrauchen und ihre Untergebenen zu Untertanen herabzudrücken wie später die Habsburger. Darum stehen die Lenzburger Grafen neben den Herzogen von Zähringen und einheimischen Führern wie den Freiherren von Attinghausen, den Edlen von Silenen und den Rittern von Moos im vordersten Rang unter den feudalen Gründern der Schweiz.

Am Vorgebäu des Schlosses angelangt, wollen wir darum jenen ritterlichen Herren im Eisenkleid unsere Huldigung darbringen. Ihr Siegel zeigt uns das stilisierte Bild ihres Wohnsitzes: ein Tor zwischen zwei Türmen, ihr Wappenschild ist die große hellblaue Kugel auf silbernem Grunde.

II

Abgesehen von den „Waldstätten“ bei Bellinzona und den roten Ruinen von Tourbillon bildet die Lenzburg die weitläufigste Burganlage der Schweiz. Doch erregt ihr Anblick kein Grauen wie „Uri“ oder „Schwyz“, wenn man als einsamer Gast den Wind in ihren hohlen Türmen und schwarzen Toren grollen und klagen hört. Man denkt in ihrem Mauerring weder an Feuer und Blut, noch an Empörung und Verbrechen. Auf dem Hügel, dessen mürben Fels Reben und Gebüsch bedecken, macht sie mit ihren ungleichen Dächern eher den Eindruck eines Städtchens. Ihre Silhouette erinnert an Wil im Fürstenland, wenn der St. Galler Zug vor dem Anhalten beim kleinen Bahnhof im Tale umbiegt. Restauriert und bewohnt, bildet die Lenzburg den Mittelpunkt der ganzen blaugrünen Landschaft mit den ruhig gleitenden Flüssen, den langen Linien und weiten Horizonten. Sie steht auf ihrem Schloßberg nicht als grimmer Hüter oder als Schildwache. Gleichet sie nicht vielmehr einem reichgeschmückten Edelmann, der, den Ellbogen auf die Mauerbrüstung

gestützt, mit dem Frühling Zwiesprache hält? Der holde Knabe steigt längs den Hügeln zu Tal, indem er weiße Blüten über die Bäume streut und auf die Matten gelbe Blumen ohne Zahl. Und die Minnesänger singen das Lied Walters von der Vogelweide:

Unter der Linden.*

Unter der Linden auf der Heide
küßte mein Freund mich tausend Stund.
An den gebrochenen Blumen mag
man finden, wo das Haupt mir lag.
Hei, wie rot mir ist der Mund!
Nahe dem Walde im stillen Tal,
tandaradei,
sang so schön die Nachtigall.

Daß mein Geliebter bei mir war,
wenn einer es wüßte,
wie schämt' ich mich!
Aber ich glaube, es weiß es keiner,
als er und ich
und das kleine Vögelein,
tandaradei,
das wird wohl verschwiegen sein.

Die Form des Schlosses ist ein Hufeisen, dessen Arme sich zu beiden Seiten des Hügelrandes von West nach Ost erstrecken. Die beiden Arme des Hufeisens, Nord- und Südflügel, umgeben einen Hof, dem sich ein Garten anschließt. Ein schönes schmiedeisernes Gitter trennt den Garten vom Hofe. Hell blinkt die Sonne im Laubwerk und auf dem Kies des schnurgeraden Mittelweges.

In der Mitte des Schloßhofes gähnt ein Sodbrunnen. Wir setzen uns auf dessen Randstein, um in Muße die Burganlage zu studieren.

Die Gebäude scheinen sich um uns im Kreise zu drehen wie ein mächtiges Rad mit dem Sodbrunnen als Nabe. Der Nordflügel besteht aus langen, niedrigen Nebengebäuden mit sichtbaren Balken und Holzlauben. Anschließend folgt das Torhaus oder Haus Arburg mit dem Hauptportal, durch das wir eingetreten sind. Der Zwinger oder nördliche Bergfried wurde im Laufe der Zeit wiederholt umgebaut und verkleinert und steht jetzt unter demselben Dach

* G. de Reynold hat das bekannte vierstrophige Lied Walters von der Vogelweide in eine originelle zweistrophige französische Fassung gebracht. Um der Übersetzung G. de Reynolds gerecht zu werden, verzichten auch wir auf eine Wiedergabe des Walter'schen Originaltextes und versuchen, die Reynold'sche Fassung mit den Wendungen Walters ins Deutsche zurückzuübersetzen. Red.

mit dem Torhaus. Den Abschluß bildet ein kleines Wohnhaus, das auf Befehl des Landvogts Stürler von 1731–1732 erbaut wurde. Mit verzierter Façade und schneckenförmig gewundener Treppe entspricht es ganz dem vornehm-einfachen Bernerstil des achtzehnten Jahrhunderts. Mauern, starr wie Eisenrüstungen, offenbaren so recht den Geist des Patriziats auch in dieser Ecke seines Machtbereiches.

Im Mittelpunkt des Schlosses steht die Landvogtei, der Wohnsitz des Landvogts. Der hohe, viereckige Bau mit Türmchen am Außenwinkel ist im Stil des 17. Jahrhunderts gehalten und zeigt zum Teil noch gotische Formen. Nach hinten folgt die Ostbastei, von 1642 bis 1646 erbaut. Hier wird der Schloßberg nur durch einen schmalen Einschnitt vom Goffersberg getrennt. Das Taubenhaus, das Uhrtürmchen, von einer Zwiebel mit Turmspitze überragt, datiert von 1659; die Turmuhr ist das Werk von Meister Tobias Liechti aus Winterthur.

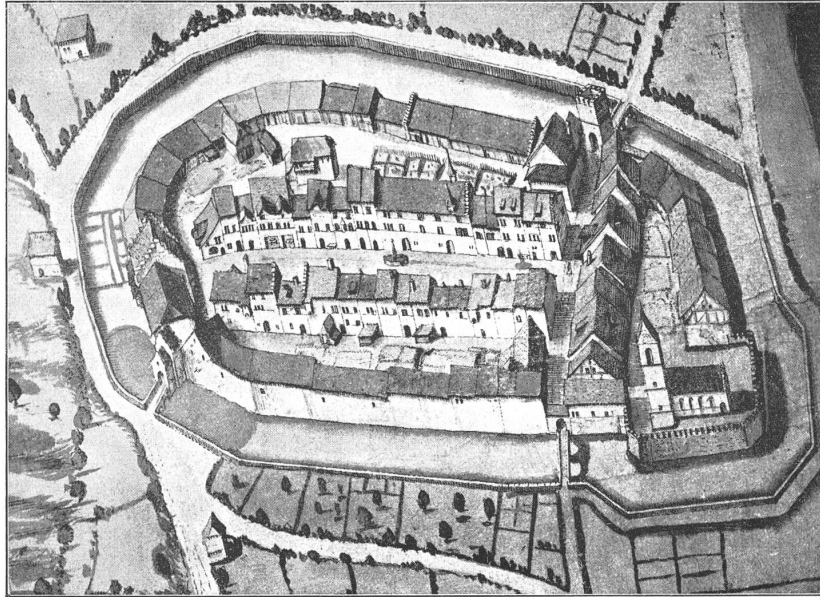
Der Südflügel besteht aus dem Palas und dem südlichen Bergfried. Sie sind die ältesten Teile des Schlosses. Im obern Stockwerk des Palas, gegen Süden, bemerkt man ein romanisches Glasportal aus dem zwölften Jahrhundert. Der Bergfried besaß Zinnen. Im untern Stockwerk befand sich das Verlies, wo Graf Ulrich II. anno 1077 die geistlichen Legaten einkerkern ließ, zur Strafe für die Wahl des Gegenkaisers Rudolf von Rheinfelden. Ein überdachter Wehrgang verbindet den Bergfried mit dem Ritterhaus. Während der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut, wurde das Ritterhaus, auch Haus der Herzöge geheißten, durch die Berner zerstört. Diese bauten es zwar anno 1509 wieder auf; aber sie benützten es bloß als Kornspeicher, was sie trefflich kennzeichnet. Die Bastei geht in eine Promenade über mit hohen Bäumen, deren schwarze Stämme mit grünem Moos gepolstert sind.

III

Die Stadt Lenzburg.

Die Stadt wird vom Schlosse beherrscht, aber keineswegs verdunkelt wie etwa Bellinzona durch die Schlösser der Waldstätte. Die Lenzburg tritt auf ihrem Hügel ein wenig zurück; wer sie besuchen will, muß ein gut Stück Weges zurücklegen.

Lenzburg besteht eigentlich aus zwei Städten, der alten und der neuen. Diese, das Industriequartier mit den Konserven-, Tabak- und Kattunfabriken, entbehrt jeder baulichen Eigenart. Sie steht in der Ebene, und da die jungen Bäume noch keinen Schatten spenden, bleibt sie der sengenden Sommerglut preisgegeben. In der Altstadt



Lenzburg im Jahre 1624
(nach Jos. Plepp)

dagegen, einem heimeligen alten Nest, ist es kühl und man wandelt im Schatten.

Hauptstraße ist die Rathausgasse; den Zugang eröffnet ein rundes Gewölbe unter einem Hause. Wie im alten Zug und in Thun, steigt man auf Stufen von der breiten Straße auf erhöhte Fußsteige. Ein paar Aushängeschilder springen ins Auge, dazu auf dem Trottoir zur Rechten, vor dem Rathaus, ein Brunnen mit zwei Ausflußröhren.

Ein Glockenturm mit Giebeln im Renaissancestil überragt das Rathaus. Das Türmchen ruht auf einer Zwiebel und läuft in eine lange Spitze aus. Beachte ferner zwei oder drei alte Häuser von ganz einfacher Bauart, das im Stile des Rathauses gehaltene alte Stadttor, den Niklausbrunnen mit dem affenähnlichen Bannerträger, dann kennst du meines Erachtens die Sehenswürdigkeiten von Alt-Lenzburg.

Wenn man es vom Schloß aus betrachtet oder seinen Plan auf der Karte studiert, so erkennt man noch die ursprüngliche Form, nämlich ein Hufeisen wie die Burganlage. Zwei Straßen zeichnen ein Kreuz in die Mitte des Hufeisens; diejenige, die sich in der Längsrichtung erstreckt, die „Länggasse“, erscheint wie von Gäßchen umsäumt. Um die Gassen und Häuser schlingt sich die Ringmauer, um diese ein Graben. Zwei oder drei Tore und die Pfarrkirche ergänzen das Bild. So sah Alt-Lenzburg noch in den Jahren 1589 und 1624 aus, man vergleiche den Stich der Stumpf'schen Chronik, sowie die von hoher Warte geschaute Ansicht von Joseph Plepp.

Die Stadt verdankt ihr Dasein dem Schlosse. Wenn ein Edelmann sich auf einem Hügel ansiedelt, so lassen sich zugleich mit ihm eine Menge Handwerker, Schützlinge und Dienstleute nieder. Man muß unwillkürlich an einen Hund denken, der sich seinem Herrn zu Füßen legt, sobald sich dieser niederläßt. Und um das Schloß wächst die Stadt, wie ein Ameisenhaufen um den Baumstamm. So entstanden Aarau im Umkreis der Burg Rore, so Aarburg in seinem Festungsbezirk.

Die ersten Gebäude von Lenzburg waren vermutlich zwei oder drei Mühlen: die Grafenmühle oder untere Mühle wird noch im vierzehnten Jahrhundert erwähnt. Unter den Kiburgern entstand neben den Mühlen ein Markt; dieser entwickelte sich unter den Habsburgern zu einem Marktflecken, den man befestigen mußte. Er wurde zuerst ganz einfach mit Pfahlwerk umhegt. Bald beschlossen jedoch die Bürger, dieses durch Mauern zu ersetzen, deren Bau sich freilich über ein Jahrhundert hinzog. Anno 1306 verlieh Herzog Friedrich von Habsburg der Gemeinde einen Freibrief; im Jahre 1309 stieg Lenzburg zum Rang einer Stadt empor mit dem gleichen Recht wie Brugg. In den Jahren 1370 und 1379 kam dazu

die Befugnis, einen Stadtzoll zu erheben. Ins Jahr 1491 fällt das große Brandunglück: die Feuerprobe, von der damals jede Stadt heimgesucht wurde. Die Stadt wurde dann in Stein wieder aufgebaut.

Zur Zeit der Bernerherrschaft, sowohl als auch unter den Habsburgern, regierte sich die Stadt selbst, freilich unter der väterlichen aber strengen und argwöhnischen Aufsicht des Landvogtes an seinem Schloßfenster dort oben. Dem Schultheißen zur Seite standen ein Kleiner Rat von sechs bis sieben Mitgliedern, ein Großer Rat von neun, dann zwölf, und schließlich fünfzehn Mitgliedern, der durch den Kleinen Rat und den Schultheiß ergänzt wurde. Seit 1519 saßen auch die Bürger mit im Rate oder vielmehr deren Vertreter.

Wie man sieht, ein altväterisches Regiment nach patrizischem Zuschnitt. Das Pflichtenheft der beiden Räte und des Schultheißen umfaßte folgende Punkte: Die Verwaltung der Gemeindegüter; die Rechtsprechung; Ihren gnädigen Herren gelegentlich mutig die Stirne zu bieten; über das Wohl der Bürgerschaft zu wachen und sie warm zu halten wie die Glucke ihre Küchlein; sie gegen Fremde zu schützen, und nicht minder gegen ansteckende und venerische Krankheiten, gegen schlechte Bücher und schlechte Sitten; endlich das Volk zu zerstreuen, zu tränken und zu bereichern. – Am „Maientag“, im Monat Mai, lud die Obrigkeit die gesamte Bürgerschaft zu einer Mahlzeit aufs Rathaus. Die Behörde spendete das Brot und den Wein, die Bürger bezahlten vier Luzerner Schilling pro Kopf. Die Edelleute der Umgebung wurden als Ehrengäste freigehalten. Am ersten und zweiten Januar fanden zwei weitere Gastmähler statt gegen eine Entschädigung von fünf Schilling, Brot und Wein wie üblich auf Gemeindekosten. Die alljährliche Rechnungsablage im Herbst bot neuen Anlaß zu Schmaus und Lustbarkeit. Anno 1642 zogen sich bei dieser Gelegenheit zehn Bürger wegen Trunkenheit eine öffentliche Rüge zu. Auch die Abgabe von Bürgerholz wurde gefeiert, und bis anno 1614 kamen die Herren Stadträte jeden Donnerstag zu einem gemeinsamen Schmaus zusammen, dessen Kosten aus der Polizeikasse bestritten wurden. Seit dem Jahre 1614 zogen sie es vor, diese Sporteln unter sich zu verteilen. Zur Entschädigung vereinigten sie sich seit 1634 jeden Sonntagabend, um sich mit Brot, Wein und Käse gütlich zu tun. Beim feierlichen Einzug und Abschied der Landvögte endlich ging es ganz besonders hoch her.

Urvätersitten, Kleinstadtsitten, wie sie in den Aargauer Städtchen Bremgarten, Mellingen, Brugg, Aarau und Lenzburg heimisch waren. Da herrschte der Munizipalgeist des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Damals wurde die Welt durch den Horizont begrenzt, Patriotismus war gleichbedeutend mit Liebe zur Vaterstadt,

aber auch mit dem Mißtrauen gegen jeden, der nicht Mitbürger hieß. Der berühmte Arzt Johann Georg Zimmermann von Brugg kannte diesen Geist wohl; er hat ihn beschrieben in seiner Abhandlung: Vom Nationalen Hochmut. Er hat ihn verspottet, er hat darunter gelitten, er ist freiwillig in die Verbannung gegangen und berühmt geworden. Schließlich ergriff ihn das Heimweh nach seiner Vaterstadt, die so wohlumhegt zwischen langen Hügelketten und breiten Flüssen liegt. In der ersten Auflage seines Buches vom Jahre 1758 erscheint Zimmermann als feuriger Demokrat, anno 1760, während seines Aufenthalts in Preußen bewundert er Friedrich II., den aufgeklärten Despoten, und die Monarchie. Mit zunehmendem Alter neigt er wieder dem patrizischen Regime zu, das er früher gehaßt hatte

In den kleinen Städten zu wohnen, sagen wir: in einer aargauischen Kleinstadt, wo alle Nachbarfenster nach unserm Tun und Lassen hinspähen, wo uns die Lokalpolitik dreimal täglich am Stammtisch erwartet, wo wir jeden Abend eine Sitzung oder eine Vereinsprobe haben, welch ein Klausnerleben! Und dennoch: Angesichts des Radikalismus und Kommunismus von heute beschleicht einen oft das Heimweh nach den Schultheißen, dem Großen und Kleinen Rat, den Grafen von Lenzburg, ja vielleicht sogar nach dem bernischen Landvogt

